

Petra Neumann-Prystaj



*Aufgewachsen
in
DARMSTADT
in den
50er & 60er Jahren*



Wartberg Verlag

Petra Neumann-Prystaj

Aufgewachsen
in
DARMSTADT
in den
50er & 60er Jahren



Wartberg Verlag

Impressum

Bildnachweis:

Umschlag:

Vorderseite: dpa Picture Alliance GmbH (dpa/Manfred Rehm), privat

Rückseite: privat

Innenteil:

Darmstädter Stadtarchiv (S. 4, 6, 20, 21, 22, 23, 26) , Hilde Roth/Kunstforum der TU Darmstadt (S. 16, 18, 24, 45, 51, 60, 63), 50ger-Jahre-Museum Büdingen (S. 33, 35, 36), Levi-Strauss-Museum Buttenheim (S. 28). Ullstein bild (S. 31 Heritage Images/Keystone Archives, 32 United Archives, 34).

Privatfotos von Gerald Block, Sigrid Breuer, Dorothea Gerner, Elvira Gernhardt, Ingrid Hirsmüller, Günther Jockel, Ursula Meisterjahn, Holger Metzner, Petra Neumann-Prystaj, Claus Völker und Petra Wolf.

Wir danken allen Lizenzträgern für die freundliche Abdruckgenehmigung.

**In Fällen, in denen es nicht gelang, Rechtsinhaber an Abbildungen zu ermitteln,
bleiben Honoraransprüche gewahrt.**

1. Auflage 2022

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen

Nachdrucks und der fotomechanischen Wiedergabe.

Gestaltung und Satz: r2 | Ravenstein, Verden

Druck: Druck- und Verlagshaus Thiele & Schwarz GmbH, Kassel

Buchbindereische Verarbeitung: Buchbinderei S. R. Büge, Celle

© Wartberg-Verlag GmbH

34281 Gudensberg-Gleichen • Im Wiesental 1

Telefon: 056 03/9 30 50 • www.wartberg-verlag.de

ISBN: 978-3-8313-3542-8

Vorwort

Liebe DARMSTÄDT er!

Der Nachhall der Kindheit

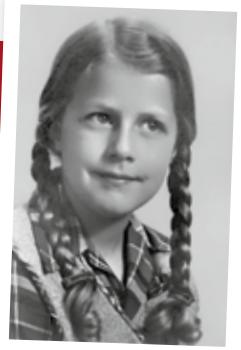
Obwohl sich unsere Wege nie kreuzten, haben wir Kinder der Fünfzigerjahre doch vieles gemeinsam. Wir wurden in einer Zeit groß, die noch massiv unter den Folgen des Zweiten Weltkriegs litt. Doch wir erlebten auch, wie auf Trümmergrundstücken neue Wohnhäuser und Schulen heranwuchsen. Von den Wohlstandsjahren profitierten wir unmittelbar und hatten das Gefühl, dass es immer nur aufwärtsgehen könne.

Im Rückblick müssen wir zugeben, dass wir trotz vieler Einschränkungen und Mangelsituationen tolle Entwicklungschancen hatten. Wir konnten die Welt vor unserer Haustür mit Gleichaltrigen erobern. Wenn wir Langeweile hatten, mussten wir selbst aktiv werden. Wir spielten mit Puppenhäusern und Puppenküchen, dachten uns Stücke für unser Kasperletheater aus oder vertieften uns stundenlang in die Bücher von Karl May.

Später, ab 1964, brachten uns Rundfunksendungen wie die „Schlagerbörse“ oder „Teens, Twens, Toptime“ die Popmusik nahe, und wir spalteten uns in zwei Lager auf - Beatles- oder Rolling-Stones-Fans, beides zusammen ging gar nicht. Dann wollten wir selbst Musiker oder Sängerinnen werden und gründeten Schülerbands. Wir definierten uns über Rockmusik aus England und Amerika, weil sie Ausdruck unserer Leidenschaft, Kompromisslosigkeit und Gier nach Leben und Freiheit war. Und weil sie uns von jenen Eltern abgrenzte, die in der deutschen Schlagerseligkeit verharrten.

In den 1968er-Jahren wurden einige von uns brave Lehrlinge - und andere Revoluzzer. Groß war ihr Drang, alles anders und besser zu machen als „die Alten“ und neue Lebensformen auszuprobieren. Manches gelang, anderes ging schief. Erst mit 21 Jahren waren wir volljährig und durften zum ersten Mal wählen.

Ein langer Weg liegt hinter uns. Mit diesem Buch können wir die vielen Etappen unserer Kindheit und Jugend noch einmal durchleben.



Mit Zöpfen: Die Autorin im Alter von sechs Jahren.

Ein echter Heiner kommt im Marienhospital zur Welt, heißt es.



Gut behütet im bulligen Kinderwagen.



Brüderchen freut sich offenbar nicht über den Familienzuwachs.

Hausgeburt oder Krankenhaus?

In den Fünfzigerjahren sind Hausgeburten häufiger als Entbindungen in der Klinik. Sehr beliebt bei werdenden Müttern ist das Marienhospital am Rande der Stadt, dessen geburtshilfliche Station jahrzehntelang ein Aushängeschild für das kleine Krankenhaus war. Es heißt sogar: „Ein echter Heiner wird im Marienhospital geboren.“ 1950 kommen dort 355 Kinder zur Welt, und von da an steigen die Geburtszahlen konstant.



Chronik

1950 - 1955

23. Februar 1950

Am ersten Fastnachtsumzug nach Kriegsende erfreuen sich rund 40 000 Zuschauer an 131 Festwagen.

4. Juni 1950

In der Wilhelminenstraße wird das erste Darmstädter Seifenkistenrennen ausgetragen.

30. Juni 1951

Die Darmstädter feiern ihr erstes Heinerfest und den 100 000. Heiner.

29. September 1951

Das wieder aufgebaute Porzellanschlösschen wird eingeweiht.

29. Juni 1952

Das wieder hergestellte Fußballstadion am Böllenfalltor wird eingeweiht. Der Darmstädter SV 98 verliert das Spiel gegen Admira Wien vor 13 000 Zuschauern mit 2:3.

28. Oktober 1952

Der Neubau des Modehauses Henschel und Ropertz wird eröffnet.

6. Juni 1953

Der 10 000. Ostzonenflüchtling kommt in Darmstadt an. Es entstehen vielerorts Behelfsquartiere.

14. Oktober 1953

10 000 Menschen wollen die Eröffnung der Kaufhausfiliale an der Rheinstraße miterleben.

10. April 1954

Die Elly-Heuss-Knapp-Schule wird eröffnet.

25. Juni 1954

Der beschädigte Weiße Turm erhält eine neue Haube.

30. Mai 1955

Die wieder aufgebaute Kirche St. Ludwig wird vom Mainzer Bischof Albert Stohr geweiht.

7. Juni 1955

Der Darmstädter Heinrich von Brentano wird deutscher Außenminister.



Opa genießt die Zeit mit seinen Enkeln.



Roland: „Bei meiner Geburt im Marien-hospital wog ich sieben Pfund, eigentlich ein normales Gewicht. Aber irgendwie haben sie es in der Nach-kriegszeit als nötig empfunden, mich notzutaufen. Später, bei der richtigen Taufe, sollte mich mein Großvater über das Taufbecken halten. Leider hatte er eine Blinddarmentzündung. Deshalb hat ihn eine Nachbarin, Tante Minchen, als „Haltegode“ (Gode ist der hessische Ausdruck für Patin) ersetzt.“

Richard: „Ich kam an einem Samstag um 10 Uhr morgens im Schlafzimmer meines Elternhauses zur Welt. Eine Hebamme war dabei, weil ich aber einen Nabelbruch hatte, musste ich sofort ins Krankenhaus.“

Dorle: „Mein Bruder, der anderthalb Jahre älter ist, hat bei meiner Geburt zugeschaut. Wir hatten ja nur ein Zimmer. Später wurde er Gynäkologe – und ich sagte zu ihm: ‚Es ist kein Wunder, dass du mit deinen Vorerfahrungen gerade diesen Beruf ergriffen hast.“

Claus: „Ich war eine Hausgeburt. Meine sehr jungen Eltern waren glücklich, dass sie in eine kleine Wohnung in der Darmstraße einziehen konnten. Mutter war ‚ausgebombt‘ und froh, von zuhause wegzukommen, denn bei ihren Eltern gab es immer Spannungen.“

Der Wiederaufbau beginnt

Im brutal dezimierten Darmstadt sind fast alle Schulen, Kliniken, Versorgungsbetriebe, Behördenhäuser und Kirchen zerstört. Die Kernstadt ist zu 78 Prozent ein Trümmerfeld, und es wird noch 13 Jahre dauern, bis der Schutt beseitigt ist. Von ehemals 34 000 Wohnungen sind nur rund 6000 unbeschädigt geblieben. Obwohl die Stadt keine Vertriebenen aufnehmen muss, entschließt sich der damalige Oberbürgermeister Ludwig Metzger, ihnen hier eine neue Heimat zu geben. So entsteht ein Teil der Heimstättensiedlung (Donausiedlung). Die Familien der Geflüchteten hausen zunächst in den Wellblechbaracken des ehemaligen Fraueninternierungslagers an der unteren Rheinstraße. Bald erlebt die Stadt einen großen Bauboom, und ein Richtfest folgt dem nächsten. Ab 1953 spricht man angesichts des stürmischen Aufbaus vom deutschen Wirtschaftswunder.



Ein Trümmerfeld breitet sich zwischen Luisen- und Wilhelmstraße aus. Auf dem Grundstück stehen heute Luisencenter und Karstadt.

Das junge Paar freut sich auf die erste eigene Wohnung.

Trümmer gehören zum Stadtbild

Wer aus der Evakuierung in das zerstörte Darmstadt zurückkehren will, muss eine Zuzugsgenehmigung haben, denn Wohnraum ist knapp. Viele Häuser sind unbewohnbar, und die intakten Gebäude sind von den Amerikanern in Beschlag genommen. Als die US-Soldaten in die neu gebaute Jefferson-Siedlung und das Lincoln-Village ziehen, entspannt sich die Lage.

Unbändig ist der Wille der Bevölkerung, in die Normalität zurückzukehren, auch wenn das angesichts der Trümmer in der Innenstadt utopisch scheint. Ruinen müssen gesichert oder abgebrochen werden, drei Millionen Quadratmeter Trümmerschutt werden zum Exerzierplatz transportiert und mithilfe einer Trümmermühle zu dringend benötigtem Baumaterial verarbeitet. Dabei helfen Freiwillige, die sich auf diese Weise Steine für den eigenen Hausbau sichern.

Die Tageszeitung veröffentlicht auf einer ganzen Seite ausschließlich Verlobungsanzeigen. Oft wird schnell und überstürzt geheiratet, denn nur Ehepaare bekommen eine Wohnung. Auch drückt die Zeitung regelmäßig die Namen und Adressen der Heimkehrer aus Russland ab. Der letzte kommt 1955 zurück.

Nach elfjähriger Unterbrechung schlängelt sich im Februar 1950 wieder ein Fastnachtszug durch die Ruinenlandschaft. Zigtausende säumen die Straßen, dankbar für dieses bunte Spektakel, diese willkommene Abwechslung im trostlosen Alltag. 132 Gruppen ziehen an den Zuschauern vorbei, mit Pappnasen und selbstgebastelten Kostümen.



Günther: „1953 bekamen wir in der Hermannstraße eine Drei-Zimmer-Wohnung. Damals gab es jede Menge Trümmer in der Annastraße und der Goethestraße, da, wo jetzt das Altenheim ist. Wir Jungs sind auf der Straße Rollschuh gelaufen und haben in den Trümmern rumgestöbert.“



Richard: „Wir Geschwister wussten zwar, dass es einen Krieg gegeben hatte, aber ich habe mir nichts dabei gedacht, dass auf einigen Grundstücken Mauern und Stockwerke fehlten. Während der Mahlzeiten haben meine Eltern viel von den Kriegszeiten erzählt. Vater hat die Darmstädter Brandnacht in der Innenstadt erlebt, da war er erst fünfzehn. Er musste beim Aufräumen helfen und auf Leiterwagen Leichen abtransportieren.“

Jürgen: „Wir sind 1954 in die Saalbaustraße gezogen, damals gab es das Staatstheater noch nicht, und die Loge lag in Trümmern. Auf dem Marienplatz standen die alten Dragonerkasernen, das war ein wunderbarer Spielplatz für uns. In einem Trümmergrundstück in der Nähe der heutigen Wilhelminenpassage haben wir gespielt.“

Dorle: „Am Brunnenweg, auf dem Gelände der ehemaligen Heeresmunitionsanstalt der Wehrmacht (Muna), fanden wir Kriegsmaterial und spielten damit. Wir ahnungslosen Kinder haben unsere Sandburgen mit Geschossen gekrönt!“

Holger: „Da, wo die Amis in der Heimstättensiedlung geschossen haben, haben wir geschrottelt. Das war gefährlich, denn es konnte auch scharfe Munition dabei sein. Ich brachte die Metallteile, die wir eingesammelt hatten, zu einem Schrotthändler. So verdiente ich mir mein Taschengeld, denn von meinen Eltern bekam ich keins.“

Mara: „Das Gelände der heutigen Wilhelm-Leuschner-Schule war eine einzige Brachfläche. Wir fanden sie spannend, weil sich dort einige Bombenkrater befanden. Wir buddelten darin und suchten nach Granatsplittern.“

Männer geben den Ton an

Die Frauen schuften für ihre Familien, haben aber wenig Rechte, obwohl bereits einige von ihnen nicht mehr „nur Hausfrauen“ sind, sondern durch außerhäusliche Arbeit zum Lebensunterhalt und dem Abstottern der Raten für das Auto, den Fernsehapparat oder die Waschmaschine beitragen. Jahrzehntelang hatte der Ehemann ein fast uneingeschränktes Bestimmungsrecht über seine Frau. 1957 verabschiedet der Bundestag das Gesetz über die Gleichstellung von Mann und Frau – allerdings mit einigen formalen Ungleichheiten. Es erlaubt den Frauen,

Bescheiden, unauffällig, fleißig:
die Mütter der Nachkriegszeit.

ohne Zustimmung des Mannes zu arbeiten, „wenn das mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“

Erst 1977 gilt die Reform des Familienrechts als abgeschlossen. 1963 ist statistisch schon jede dritte Ehefrau Mitverdienerin. Mit alarmierenden Folgen, denn dass Kinder ohne Aufsicht als „Schlüsselkinder“ aufwachsen und nur mangelhaft betreut werden, wird nur den Müttern angelastet. Die Zeitung schreibt:

„Reihenuntersuchungen haben ergeben, dass jede zweite berufstätige Ehefrau in Hessen an Herz- und Kreislaufstörungen leidet. Chronische Kopfschmerzen und Übermüdung sind an der Tagesordnung. Frauenkrankheiten, Fehl- und Totgeburten werden doppelt so häufig bei beruflich belasteten als bei anderen Frauen festgestellt. Wird die Kindererziehung dem Lebensstandard geopfert? Der Preis ist hoch.“



Die Heldinnen des Alltags

Unsere Mütter haben immerfort zu tun. Statt mit uns zu spielen, stricken, stopfen und schneidern sie. Sie wollen, dass wir adrett aussehen, auch wenn die Welt um uns herum in Scherben liegt. Ihr Alltag besteht aus einem täglich zu bewältigenden Berg von immer gleichen Aufgaben, über die wir uns als Kinder keine großen Gedanken machen. Zumaldest nicht, als wir noch zu klein sind, um in das Räderwerk der Haushaltspflichten eingespannt zu werden.



Ständig sind unsere Mütter mit Einkaufen, Warmwasserbereiten, Kochen, Einkochen oder Backen beschäftigt. Der stets hungrige Kohleofen in der Wohnküche verlangt nach Aufmerksamkeit und muss mit Briketts

Kraftnahrung für die Kids der Fünfzigerjahre.

und Eierkohle gefüttert werden. Wir ahnen Mutters Tätigkeiten in unseren Puppenküchen nach, braten auf dem Puppenherd Schnitzelchen in winzigen Pfannen oder garen Kartoffelstückchen in Mini-Kochtopfen.

Selbst ohne seherische Fähigkeiten können wir vorhersagen, was am Samstagmittag gegessen wird. Auf Linsensuppe folgt in unumstößlicher Reihenfolge Erbsen- und Bohnensuppe, jeweils mit Würstchen. Zum Würzen der Speisen bietet sich „Maggi Fridolin – der freundliche Helfer der Hausfrau“ an. Als Nachtisch gibt es eingekochtes Obst aus dem eigenen Garten oder aus dem von Verwandten, die bei ihren Besuchen kiloweise Äpfel, Kirschen, Birnen oder Quitten mitbringen.

Wenn das Haushaltsgeld knapp wird, merken wir das am Speiseplan. Dann gibt es Eier mit Senfsoße oder die grässliche Kombination Milch mit Muschelnudeln.

Montags ist Waschtag

Montags sind unsere Mütter notorisch schlecht gelaunt. Dann machen sie sich über die Schmutzwäsche her, die sich in sieben Tagen angesammelt hat. Pro Jahr sind das in einem Dreipersonenhaushalt etwa 530 Kilo. Alle Wäschestücke müssen nach Weiß- und Buntwäsche sortiert, eingeweicht, gekocht und auf einem Waschbrett mit Kernseife oder viel Soda geschrubbt werden. Dann wird alles in klarem Wasser ausgespült, im Bad aufgehängt oder aber auf dem Gemeinschaftsrasenstück der Hausgemeinschaft gebleicht, notfalls auf dem Dachboden.

Dass die Kleidung viele Tage getragen wird, beschleunigt den Verkaufserfolg des Bac-Deodorantstiftes. Wenn unsere Mütter nach einem Waschtag schrumpelige Waschfrauenhände haben, weiß die Werbung eine Lösung für das Problem:



Waschen war Schwerarbeit für Frauen.



„Rote und rauhe Hände werden über Nacht zart und glatt durch Kaloderma Gelee.“ Erst im Zuge des Wirtschaftswunders naht das Ende der Plackerei in Gestalt einer Waschmaschine, die zum Segen für den Familienfrieden wird.



Scheuerpulver darf in keinem Haushalt fehlen.

Richard: „Mein Opa war Metzger und Koch und lebte in Messel. Bei einem Besuch brachte er eingekochten Sauerbraten mit. Der wurde auf dem Schlafzimmerschrank in einem großen schwarzen Topf aufbewahrt. Am nächsten Tag wurde er zubereitet. Ich habe in meinem ganzen Leben nie mehr einen so guten Sauerbraten gegessen!“

Jürgen: „Geld war bei uns nicht viel da. Meine Mutter hat immer gesagt: ,Bub, du kannst mir glauben, wir haben damals nicht die Mark, wir haben den Groschen umgedreht!‘ Meine Eltern haben in der Stauffenbergstraße die größte Kegelbahn Südhessens betrieben, zu der auch ein Lokal gehörte. Anfangs hat mein Vater mittags um 15 Uhr das Geschäft aufgemacht, Mutter kam um 20 Uhr dazu und löste die Köchin ab. Wir hatten keine eigene Küche, unsere Küche war die Geschäftsküche. Die Kegler blieben bis 23 oder 24 Uhr. Kegelbetrieb herrschte von montags bis sonntags, und in der Woche gab es außerdem noch Gesellschaftskegeln oder Sportkegeln.“

Holger: „Mein Vater arbeitete bei Stars and Stripes. Zusätzlich hat er jeden Morgen vor der Arbeit den amerikanischen Offizieren die Zeitungen gebracht und die Zeitungsgelder kassiert. Das war finanziell für ihn sehr wichtig.“

Roland: „Das Geschäft – eine Kohlehandlung – hat meine Eltern kräftemäßig absorbiert. Ich bin ein Einzelkind, hatte meine Freunde in der Umgebung und war meistens unbeaufsichtigt.“

Richard: „Es gab eine Aufgabentrennung zwischen Jungen und Mädchen. Meine Schwestern wurden zur Hausarbeit herangezogen, sie putzten und spülten das Geschirr ab. Zu meinen Pflichten gehörte es, Briketts aus dem Keller zu holen, Asche wegzubringen, draußen die Hofplatten zu kehren und den Kiesbereich vor den Gärten mit dem Rechen zu säubern.“

Planschvergnügen in der multifunktionalen Zinkwanne.



Zinkwanne und Töpfchen

Fast jeder Haushalt besitzt eine multifunktionale Zinkwanne, die, solange wir noch hineinpassen, unsere erste Wellnessoase wird. Im aufgewärmten Wasser, dessen Temperatur Mutter vorab mit dem Ellenbogen überprüft hat, fühlen wir uns so pudelwohl, dass wir gar nicht mehr herauswollen. Uns gefällt auch, dass uns unsere Mutter ihre Nähe und volle Aufmerksamkeit schenkt. Leider reagiert sie auf unsere übermütigen Spritzversuche wenig begeistert. Wir zetern ein bisschen herum, als sie unsere Haare einschäumt, denn das Shampoo brennt in den Augen. Danach erwartet uns noch der letzte Höhepunkt der Prozedur: das Einhüllen in ein großes, molliges Badetuch, das liebevolle Abtrocknen und Eincremen.

Wir Kinder kommen öfter in den Genuss eines Bades als die Erwachsenen, die sich nur einmal in der Woche, nämlich samstags, den Aufwand – und die Kosten – für ein Wannenbad leisten. In Familien mit mehreren Geschwistern ist es üblich, dass sie nacheinander wie die Orgelpfeifen ins Badewasser steigen: das Kleinste zuerst.



Günther: „Wir hatten einen offenen Küchenbereich, daher konnten Nachbarn, die zu Besuch kamen, dabei zugucken, wie ich von meiner Mutter in der Zinkwanne gebadet wurde. Manchmal haben sie mitgeholfen. Ich fand das Baden immer sehr schön.“

Dorie: „Wir haben Tannenzapfen gesammelt und damit den Badeofen beheizt. In vielen Nachkriegswohnungen fehlten die Wasserklosets. Gemeinschaftstoiletten befanden sich im Treppenhaus zwischen den Etagen oder noch weiter weg, im Hof. Weil Stoffwindeln aufwändig zu reinigen waren, sollten wir schnellstmöglich ‚sauber‘ werden.“

Der Blick in unsere Töpfchen ist aufschlussreich, denn dort regt sich unerwünschtes Leben: Spulwürmer! In den Fünfzigerjahren sind die meisten Menschen damit infiziert. Ursache ist die Düngung der Gemüsefelder mit menschlichen Fäkalien, durch die mikroskopisch kleine Spulwurm-Eier an die Oberfläche von Karotten, Krautköpfen oder Zwiebeln gelangen und dort haften bleiben. Gegen die unappetitliche Plage hilft die Einnahme eines Anti-Wurm-Mittels, das zum Glück ziemlich schnell wirkt und gar nicht übel schmeckt.



Die Buben spielen Ball ... die Mädchen mit dem Puppenwagen.



Wir haben keine Kinderstube

Uns Kindern der Fünfzigerjahre ist nicht bewusst, welche schlimmen Zeiten unsere Eltern und Großeltern durchgemacht haben. Oft erzählen sie vom Krieg, dessen Eindrücke sie lange nicht verarbeiten können. Manchmal hören wir hin, aber meistens weg.

Wir wachsen zwischen Geborgtem und Gebrauchtem auf, und uns wird nicht jeder Wunsch von den Augen abgelesen. Es gibt kein Internet, keine Handys, kein Telefon, kein Fernsehgerät, keinen Kühlschrank, keine Waschmaschine, keine Wegwerfwindeln ..., und die wenigsten Väter besitzen ein Auto. Aber wir haben etwas, das die heutigen Kinder kaum noch kennen: viele Geschwister



Kleines Glück zwischen Trümmern.

oder zumindest viele gleichaltrige Spielgefährten in der Nachbarschaft. Da wir kein eigenes Kinderzimmer haben, müssen wir unsere Türme aus Bauklötzchen oder Konstruktionen mit Material aus dem Märklin-Metallbaukasten ständig woanders aufbauen und schnell wegräumen, wenn der Platz für anderes gebraucht wird.

Drinnen eng und draußen frei

Kann man zwischen Trümmerlandschaften eine glückliche Kindheit erleben? Da wir es nicht anders kennen, arrangieren wir uns mit dem Wenigen, das wir vorfinden. Meist leben fünf Personen in einer Wohnung. Die durchschnittliche Wohnfläche pro Einwohner beträgt in den Fünfzigerjahren 15 Quadratmeter – heute 47,4 Quadratmeter. Im Winter ist es nur in der Küche aushaltbar, weil Opa den Herd mit Papier, Kartons und Briketts vollstopft. Vor dem Schlafengehen wird unser kaltes Bett mit einer Wärmflasche aufgeheizt.

Nach dem Mittagessen drängen wir aus der Enge ins Freie, fliehen vor den vielen Ermahnungen und Vorschriften: leise sein, Rücksicht auf die Nachbarn nehmen, keine Unordnung hinterlassen, keinen Schmutz ins Haus tragen. Unser Spielplatz ist der Hof oder der Wald. Unsere Eltern lassen uns ziehen, wahrscheinlich erleichtert darüber, dass endlich einmal Ruhe herrscht und sie die Wohnung für sich allein haben. Sie fürchten nicht um unsere Sicherheit, denn es sind nur wenige Autos unterwegs. Dass wir auf hohe Bäume klettern und gefährliche Mutproben bestehen, werden wir ihnen erst Jahrzehnte später beichten.

Häufig schickt uns Mutter mit einem Portemonnaie voller Groschen, einer Milchkanne und einem Einkaufskorb in den kleinen Tante-Emma-Laden, in dem man nichts anfassen darf und rundum bedient wird. Mara aus der Postsiedlung erinnert sich: „Einkaufen war für uns Kinder nicht unbedingt einfach. Wenn der Laden voll war, passierte es öfter, dass wir einfach zur Seite geschoben wurden, weil die Erwachsenen es eilig hatten.“



Chronik

1956 - 1960

22. Mai 1956

Beginn der Bauarbeiten für die US-Offiziersiedlung (Lincoln-Siedlung).

17. Juni 1956

Hans Günter Winkler gewinnt mit dem aus Darmstadt stammenden Wunderpferd Halla Gold im Einzel- und Mannschaftswettbewerb bei den Olympischen Spielen in Stockholm.

13. April 1957

Eröffnung der neuen Kunsthalle mit der Ausstellung „Kunst aus Darmstädter Privatbesitz“.

11. Juli 1957

Das Tierheim in der Rheinstraße wird eingeweiht.

November 1958

Die „Darmstädter Madonna“, die Hans Holbein der Jüngere 1525/26 gemalt hat, kehrt aus Basel nach Darmstadt zurück und wird zunächst im Landesmuseum ausgestellt.

8. November 1958

Max Frisch erhält den Georg-Büchner-Preis.

6. August 1959

Die Verwaltung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau zieht in die Räume der ehemaligen Landeshypothekenbank am Paulusplatz.

26. September 1959

Darmstadt verschwistert sich mit den Städten Troyes (Frankreich) und Alkmaar (Holland) sowie Chesterfield (England).

1960

Die Meisterbauten – im Jahr 1950/51 von der Stadtverwaltung beschlossen – werden vollendet. Zuletzt der Neubau der Georg-Büchner-Schule.

5. Oktober 1960

Der Darmstädter Schriftsteller Kasimir Edschmid wird 70 und erhält die Ehrenbürgewürde.

Meisterbauten der Nachkriegsära

Die Linderung der Wohnungsnot und die Fertigstellung von Schulen haben während der Wiederaufbauphase Darmstadts oberste Priorität, aber die Stadtoberräte wollen auch architektonische Zeichen setzen und Impulse für eine neue städtische Identität geben. Die vielfach beachtete Ausstellung „Mensch und Raum“ anlässlich der zweiten Darmstädter Gespräche auf der Mathildenhöhe bietet 1951 den idealen Rahmen, um elf Kommunalbauten-Entwürfe bekannter Architekten aus ganz Europa vorzustellen. Aus Geldmangel werden nur fünf „Meisterbauten“ verwirklicht: die Frauenklinik von Otto Bartning, das Ledigenwohnheim (im Volksmund „Bullenburg“) von Ernst Neufert in der Pützerstraße, die Georg-Büchner-Schule von Hans Schwippert, das Ludwig-Georgs-Gymnasium von Max Taut und der Kindergarten Kinderwelt von Franz Schuster im Hohen Weg.

Spielen ohne Spielzeug

Die Straße vor unserem Haus, der Hinterhof oder der nahe Park ersetzen uns die nicht vorhandenen eigenen Kinderzimmer. Weil Spielsachen teuer und rar sind, müssen wir fantasievoll mit allem umgehen, was uns in die

Weitere Bücher aus der Region



Petra Neumann-Prystaj
Dunkle Geschichten aus Darmstadt
schön & schaurig
80 S., Hardcover, S/w-Bilder
ISBN 978-3-8313-3233-5



Petra Neumann-Prystaj
Unsere Glücksmomente
Geschichten aus Darmstadt
80 S., Hardcover
ISBN 978-3-8313-3323-3



Petra Neumann-Prystaj
100 Dinge über Darmstadt, die man wissen sollte
112 S., Hardcover,
zahlr. Farb- und S/w-Bilder
ISBN 978-3-8313-2911-3



Torsten Krüger/
Petra Neumann-Prystaj
Darmstadt Farbbildband
deutsch/english/français
64 S., Hardcover,
zahlr. Farbfotos
ISBN 978-3-8313-2766-9



Heiner Meyer
Darmstadt in den 50er- und 60er-Jahren
72 S., Hardcover, zahlreiche S/w-Fotos
ISBN 978-3-8313-3350-9



Henning Jost
Das alte Darmstadt in Farbe
96 S., Hardcover, zahlr. Farbbilder
ISBN 978-3-8313-3217-5

Aufgewachsen in **DARMSTADT** in den **50er & 60er Jahren**

Dieses Buch erinnert an die unbeschwerlichen Kinder, die wir einmal waren. Es ist ein Streifzug durch die dynamischen Fünfziger- und die hoffnungsfröhlichen Sechzigerjahre, in denen unsere Heimatstadt Darmstadt aus Weltkriegstrümbern neu entstanden ist. Wir haben nicht nur Wohnungsnot und Schichtunterricht erlebt, sondern auch vom Wirtschaftswunder profitiert. Wir tanzten Rock 'n' Roll in Petticoats oder Levi's-Jeans, schwärmt für Stars und Musik aus Übersee und knatterten mit Mopeds über die Rheinstraße. Für manche von uns endete die Kindheit schon mit 14, als die Lehrzeit begann. Vor dem Gesetz waren wir zwar erst mit 21 volljährig, wurden aber schon mit 18 zum Wehrdienst oder Wehrersatzdienst eingezogen. Blicken wir zurück in die Zeit unserer Kindheit und Jugend.

Petra Neumann-Prystaj, 1948 in Frankfurt geboren, kennt Darmstadt von der Pike auf seit über 50 Jahren. Sie arbeitete als Lokalredakteurin für das Darmstädter Echo und ist als freie Mitarbeiterin immer noch für diese Zeitung tätig.



ISBN: 978-3-8313-3542-8

9 783831 335428

€ 14,90 (D)